MARGINALIEN

Begegnungen mit Gottfried Benn[1]

»Seien Sie doch nicht immer so timide«, sagte Carl Einstein eines Abends zu mir, nachdem ich mit ihm über Benn gesprochen hatte. Wir wohnten damals beide in dem Berliner Vorort Frohnau und sahen einander fast täglich. »Seien Sie doch nicht so timide«, wiederholte er und fügte in seiner zynischen Art hinzu: »Ihr Holländer seid das in euern Kolonien doch auch nicht. Gehen Sie doch zu ihm.«

Von diesem ersten Besuch in der Belle-Alliance-Straße im Norden Berlins erinnere ich mich vor allem an Benns militärisch anmutende steife Korrektheit, durch die meine Schüchternheit noch größer wurde. Diese Steifheit verschwand zwar im Lauf des Gesprächs nicht völlig, doch kam ein besorgter Gastgeber im weißen Ärztekittel zum Vorschein. Benn empfing mich in seinem Sprechzimmer, das einen Ausblick auf einen typisch berlinerischen »Hinterhof« hatte. Er schenkte sofort Kaffee ein und stellte ohne weitere Umstände ein riesiges Stück Apfelkuchen vor mich auf den Tisch, das dann unter Schlagsahne begraben wurde.

Ich versuchte, immer noch schüchtern, ihm zu erzählen, was für einen Eindruck seine »*Morgue*«-Gedichte auf mich gemacht hatten. Er reagierte kaum darauf, nickte nur ein paar mal höflich, stand auf und holte aus einem anderen Zimmer ein Exemplar des *Vermessungsdirigenten*, einen Erstdruck, den er mir übergab.

»Darf ich fragen, was Sie jetzt schreiben, was bald von Ihnen herauskommt?« Meine Frage war nicht konventionell gemeint, obwohl sie wahrscheinlich so geklungen hat, aber er hatte begriffen, daß Carl Einstein oft über ihn gesprochen haben mußte.

»Ich schreibe nicht mehr, gar nichts. Seit Monaten nichts. Wozu auch? Es liest mich nur ein kleiner Kreis. Ich habe unlängst ausgerechnet, daß ich, seit ich schreibe – das ist seit fünfzehn Jahren – aus literarischen Einkünften, lachen Sie nicht – vier Mark fünfzig monatlich erhalten habe. Man soll mich in Ruhe lassen!« Und danach – als ich – um auch etwas zu sagen – die in diesem Fall eigentlich nicht zur Sache gehörige Bemerkung gemacht hatte, daß er doch auch noch Arzt sei: »Aber auch die Geschlechtskrankheiten – mein Spezialgebiet – gehen auffallend zurück! Syphilis verschwindet infolge des Salvarsans, wie auch Pest und Cholera beinahe ganz verschwunden sind. Aber vorläufig geht es noch. Nein – keine Literatur mehr à vierfünfzig monatlich – man soll mich lieber ruhig meine Tripper spritzen lassen.«

Das Gespräch stockte kurz. Dann

1. Der Verfasser, Nico Rost (geb. 1896 in Groningen) war in den 20er Jahren Korrespondent holländischer Zeitungen in Berlin. 1933 wurde er verhaftet und für einige Zeit in das Konzentrationslager Oranienburg eingeliefert. Sein bald darauf in Holland erschienener Erlebnisbericht »Die Brauerei Oranienburg« ist einer der ersten über ein deutsches KZ. 1942 als Widerstandskämpfer in Brüssel verhaftet, kam er in das KZ Dachau. Seit seiner Befreiung 1945 lebte er in Amsterdam als freier Schriftsteller. Die hier veröffentlichten Erinnerungen entstammen einem größeren Beitrag, in dem Nico Rost sich mit der politischen Haltung Benns scharf auseinandersetzt und zugleich seiner Verbundenheit mit dem Werk des Dichters Ausdruck gibt.

Ein erweiterter Auszug wird in dem Symposium enthalten sein, das der Limes Verlag unter dem Titel »Den Traum alleine tragen« anläßlich des 80. Geburtstages (2. V. 66) Gottfried Benns in diesen Tagen vorlegt.

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

fragte er mich: »Aber erzählen Sie lieber etwas von sich. Was schreiben *Sie*, was lesen Sie?«

»Ich lese augenblicklich alles von Else Lasker-Schüler.«

»Sie ist die größte Lyrikerin, die Deutschland je hatte. Ihre Zeit wird noch kommen – aber erst viel später. Und wenn Sie noch einen großen deutschen Dichter lesen wollen: Lesen Sie Alfred Mombert.«

Als sich etwas später an jenem Nachmittag herausstellte, daß ich Brüssel gut kannte, und ich ihn fragte, wo er dort gewohnt habe, glitt zum ersten Mal ein Lächeln über sein Gesicht. Darauf sagte er sehr ernst: »Sie waren das Leben, diese Jahre – sie werden nicht wiederkommen.« Er holte aus seinem Schreibtisch einen alten Stadtplan von Brüssel und deutete mit dem Finger auf die Stelle: »Da, an dieser Ecke der Avenue Louise.« Und er erzählte mir von einem Café, in dem er seine Freunde zu treffen pflegte, die der Zufall nach Brüssel verschlagen hatte: Carl Einstein, Alfred Flechtheim, der einer der berühmtesten Berliner Kunsthändler werden sollte, Otto Flake, den Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein und Baron von Wedderkopp, den späteren Redakteur des *Querschnitt*. In ter Hulpen, nahe beim Zonien-Wald, am Stadtrand, besaß Carl Sternheim damals eine Villa.

Beim Weggehn schenkte er mir den *Nachsommer*. »Darin, lieber Freund, ist Harmonie und Ruhe.« An jenem Nachmittag hatte ich begriffen, daß der Dichter lieber nicht über sein eigenes Werk sprechen wollte.

Benn hat wirklich und bestimmt bewußt, wie viele seiner Biographen mitteilen, die Einsamkeit gesucht, aber andererseits habe ich auch nicht den Eindruck, daß er in den Jahren vor 1933 an »Schüttelfrost der Einsamkeit«– wie er es nannte – litt. Mir gegenüber war er nach diesem ersten Besuch die Freundlichkeit in Person und legte mir beim Abschied ans Herz: »Lassen Sie sich bald wieder blicken!«

Wenn ich dann kam, erkundigte er sich immer nach meinen Kopfschmerzen (die mir damals schon viel zu schaffen machten), ob ich mit meinen Übersetzungen genug verdiente und ob das Übersetzerhonorar auch regelmäßig aus Holland überwiesen werde. An einem Winterabend äußerte er sogar seine Besorgnis, ob mein Wintermantel eigentlich warm genug sei. Es ist sehr gut möglich, daß er anderen gegenüber oft hochmütig und abweisend gewesen ist – ich kenne ihn von einer ganz anderen Seite. Nie werde ich diesen einen Sonntagnachmittag vergessen. Ich blätterte am Zeitungskiosk des Bahnhofs »Zoologischer Garten« in der letzten Nummer der *Neuen Rundschau*, einem Doppelheft, und zögerte, ob ich es kaufen sollte. Der Buchhändler im Kiosk wartete schon etwas ärgerlich und ungeduldig auf meine Entscheidung. Plötzlich reichte ihm jemand, der hinter mir stand und den ich nicht gesehen hatte, den schuldigen Betrag. Ich drehte mich um: Gottfried Benn. Er gab mir jedoch keine Gelegenheit zu einem Gespräch oder um ihm zu danken, sondern sagte nur: »Wir sehen uns ja Dienstag abend um 5 bei mir in der Belle-Alliance-Straße« und verschwand im Menschengedränge.

Die vielen Bücher, die er mir im Lauf der Jahre schenkte, sind leider im Krieg verloren gegangen, beschlagnahmt und danach wahrscheinlich von denjenigen vernichtet worden, von denen der Dichter kurze Zeit eine Erneuerung unserer Kultur erwartet hatte. Einige Mottos, die er auf die ersten Seiten seiner eigenen Gedichtbände schrieb, habe ich nicht vergessen. In einer Erstausgabe des *Morgue* standen Rilkes Worte: »Wer spricht von Siegen,

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

überstehn ist alles.« In die Aktionsausgabe des *Vermessungsdirigenten* hatte er geschrieben: »Dem Traum folgen und nochmals dem Traum folgen und so – usque ad finem –« ein Wort aus Conrads *Lord Jim*, ein Buch, das er besonders liebte.

An einem Weihnachtsabend – ich glaube 1931 – schenkte er mir Heinrich Manns Roman *Die kleine Stadt*. Außer über Nietzsche habe ich ihn über keinen Schriftsteller mit so großer Bewunderung sprechen hören wie über Heinrich Mann. Für Manns Essays über Zola und Voltaire hatte er dagegen kein gutes Wort übrig. Diese kulturpolitischen Schriften mißfielen ihm. Sie kränkten ihn sogar.Ein paar Jahre später sollte sich herausstellen, daß hier eine der Ursachen dafür lag, daß die Wege dieser beiden deutschen Schriftsteller in so tragischer Weise auseinanderführten. Ich war von Benns Urteil enttäuscht, sogar betrübt, denn ich konnte seinen Argumenten nicht folgen, da sie in meinen Augen zu sehr an der Wirklichkeit vorbeigingen. In diesen Jahren hatte ich eine Vorliebe für einige Dichter, die in ihren Gedichten – zu nachdrücklich, aber das merkte ich erst später – eine sozialistische Tendenz zum Ausdruck brachten.

»Wieder so einer von der Internationale des literarischen Tinnef«, pflegte er dann zu reagieren, und es fiel mir oft schwer, das von ihm zu akzeptieren. Wahrscheinlich war ich auch ziemlich eigensinnig, sogar unfreundlich zu ihm, weil ich meine Auffassungen des Sozialismus nicht gegen seine brillanten, oft zynischen Widerlegungen verteidigen konnte: »Das ist kein Zukunftsideal. Das sind hygienische Wunschträume kurzlebiger Rationalisten, lieber Rost: hab Rente im Herzen und Höhensonne im Haus. Eine Schöpfung ohne Grauen. Dschungel ohne Bisse. Nächte ohne Mahre, die ihre Opfer reiten ...« Wenn ich dann wieder einmal einen schüchternen Versuch unternommen hatte, um meine politischen Auffassungen zu verteidigen, gab er mir beim Nachhausegehen keine Bücher über Soziologie oder Ökonomie mit, sondern wissenschaftliche Werke über Biologie. »Lesen Sie das! Das ist das Richtige für Sie. Das gibt Kälte des Denkens, Nüchternheit, letzte Schärfe des Urteils, unerbittliche Kritik.« Und als ich ihn fragend ansah, weil die Werke mir zu rein wissenschaftlich erschienen, beruhigte er mich lachend: »Einige ganz elementare Sachen.«

Benn fand das Leben, wie er es einmal formulierte: »Zu eng, zu individuell, zu epileptisch«, aber er kannte das Leid vieler seiner Mitmenschen und trat als Arzt, wenn es von ihm verlangt wurde, Tag und Nacht in die Bresche, um zu helfen. Er war übrigens nicht nur in seinem Viertel bekannt wegen seiner Freigebigkeit gegenüber Minderbemittelten, seiner Hilfsbereitschaft, an die man immer apellieren konnte. Der revolutionäre Publizist *Franz Jung* erzählte mir einmal, daß er bei Straßenkämpfen in Berlin während des Kapp-Putsches stundenlang vergeblich einen Arzt gesucht habe, um den Verwundeten, die noch auf der Straße lagen, zu helfen. Nur Gottfried Benn war sofort bereit, alle anderen hatten Ausflüchte, manchmal sogar politischer Art, gesucht, um seinem Ruf nicht Folge leisten zu müssen.

Es war noch etwas anderes in ihm, das mich anzog: er hatte etwas preußisch-Konservatives an sich, für das ich, seit ich Fontane gelesen hatte, trotz anfänglicher Antipathie eine Neigung empfand. Freunde haben mich deswegen oft verspottet – sie kannten jedoch nicht den Unterschied zwischen dem Preußentum des Drills und der Kaserne, das ich natürlich genauso tief verabscheute wie sie, und dem eines

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Scharnhorst, Gneisenau und Clausewitz, die auch Preußen waren, doch in meinen Augen oft »linke Leute von Rechts«, Bewunderer der Französischen Revolution. Diese Freunde kannten auch den preußischen Charakter eines Fontane nicht, der am Schluß eines Gedichtes über die preußischen Landadeligen, die ihm an seinem siebzigsten Geburtstag gratulierten und die er auch raublustig und unsozial fand, schrieb: »Kommen Sie, Cohn . . .«

Ich empfand auch Sympathie für eine bestimmte preußische Selbstdisziplin, die ich auch bei Benn feststellte, eine Sympathie für eine Lebensbetrachtung, die der Dichter einmal so formulierte: »Am linken Flügel, im zweiten Glied, nicht gesehen werden und schaffen.«

In diesen Jahren erschienen in der Berliner Presse – ich erinnere mich nicht mehr des Anlasses – allerlei Berichte über Miss Edith Cavell, die, als gute Engländerin, während des Ersten Weltkrieges aus nationalen Beweggründen für den englischen Geheimdienst gearbeitet hatte und von einem deutschen Militärgericht verurteilt und hingerichtet worden war. Freunde aus dem Romanischen Café erzählten mir, daß Benn bei der Hinrichtung in Brüssel zugegen war, und glaubten ihm das vorwerfen zu dürfen, ohne nach den politischen Umständen oder nach den Gründen seiner Anwesenheit bei dieser Hinrichtung zu fragen. Als ich den Dichter ein paar Tage später besuchte, lag auf dem Platz, an dem ich gewöhnlich saß, eine Nummer des *Acht-Uhr-Abendblattes* vom vorigen Abend, in der er einen genauen Bericht der Hinrichtung von Miss Cavell geschrieben hatte.

»Es wird Ihnen gefallen – lesen Sie es mal gleich«, lautete sein Kommentar. Ich wußte sofort, warum er wollte, daß ich es in seiner Gegenwart läse. »Das ist nun mal ein Stück Prosa«, schien er mir sagen zu wollen, »eine wirkliche Reportage, die Sie als Bewunderer der Reportage als Ausdrucksform – ich selbst bin das nicht – interessieren dürfte. So ein Bericht – welcher Art er auch sein möge –, macht dem Verfasser keinerlei Schwierigkeiten und ist kinderleicht und deutlich.« – »Hatte ich recht oder nicht?«, lautete also auch seine Frage, »als ich neulich behauptete, daß so eine Reportage eigentlich eine allzueinfache Ausdrucksform ist? In diesem Fall schien es mir allerdings notwendig, so zu schreiben.«

Also das konnte er auch: eine derartige Reportage schreiben, in sachlichem Stil, in dem die Kraft der Beherrschung noch nachzitterte und die mich in jenen Augenblicken an die Prosa Kleists und Stendhals denken ließ.

Ich habe Benn öfters während der Monate gesehen, in denen er an seiner später berühmt gewordenen Abhandlung *Goethe und die Naturwissenschaften* schrieb. Hier war er nicht skeptisch oder sarkastisch, sondern bewundernd. Ausführlich erklärte er mir Goethes anatomische Entdeckungen anhand eines Anatomieatlasses. Er riet mir, die Abhandlung über Morphologie gründlich zu lesen und auch die *Farbenlehre*, auch wenn sich später einige der darin enthaltenen Thesen als unhaltbar erwiesen hätten. Sogar für Goethes Schriften über Meteorologie und Mineralogie erbat er mein Interesse. Während gerade in diesen Jahren allerlei »Fachgelehrte« sich schmälernd darüber ausließen, blieb Benns Ehrfurcht vor diesen Werken groß und tief. Er kam immer wieder darauf zurück. Damals verstand ich auch, was ihn in den »Biologischen Werken« so besonders fesselte, vor allem, nachdem er einmal einen Brief Goethes an Knebel zitiert hatte, in dem Goethe die Hoffnung aussprach: »Daß mein

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Genius mich immer auf den ruhigen, bestimmten Weg leiten möge, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.« Benn hat im tiefsten Innern gehofft, daß sein Studium der Naturwissenschaften und der Mythologie seiner Dichtkunst neuen Reichtum schenken möge, so wie das bei Goethe der Fall war: »Die Sicherheit« – wie er es einmal formulierte, »die Ruhe, von der das Differenzierte ausgeht, in die es zurückkehrt.«

Eines Abends zitierte er einige Passagen aus einem Bericht, den Goethe in seiner Eigenschaft als Präsident der Bergarbeiterkommission bei der Wiedereröffnung einer Grube in Ilmenau verfaßt hatte, und ich war höchst erstaunt, daß gerade *diese Worte* Benn so getroffen hatten: »Ich heiße der Mangel, ich heiße die Schuld, ich heiße die Sorge, ich heiße die Not – gebannt für diese graue Stadt.« Ich hörte noch den ernsten Ton, mit dem er diese Stelle las. Er ist also auch, ganz sicher, ein sozialfühlender Dichter, dachte ich damals (und das denke ich immer noch).

Egon Erwin Kisch, die Dichter Max Hermann-Neisse und Johannes R. Becher, sowie der Publizist Leo Lania, die ich regelmäßig im römischen Café traf, waren in diesen Jahren Redaktionsmitglieder einer sehr links orientierten Monatsschrift mit dem Titel *Die neue Bücherschau.* Ich las das Blatt regelmäßig und hatte immer angenommen, daß sie, was dessen Führung betraf, stets einer Meinung waren – eines schönen Tages stellte sich heraus, daß dem nicht so war. Ursache war ein in der Juli-Nummer 1929 veröffentlichter Artikel von Max-Hermann-Neisse über Benn, in dem plötzlich, ohne Namen zu nennen, über »literarische Lieferanten politischer Propagandamaterialien hergezogen wurde, über den »zu nichts verpflichtenden Radikalismus«. Vor allem Kisch und Becher reagierten sofort heftig darauf, um so mehr, als Hermann-Neisse die Meinung vertrat, daß Benns Dichtung turmhoch darüber erhaben sei. Ein literarischer Krieg brach aus.

»Für uns«, erklärte Egon Kisch empört, »hat der literarische Lieferant politischen Propagandamaterials turmhoch über dem überlegenen Weltdichter zu stehen, über allen Benns und Stefan Georges.« Johannes R. Becher verkündete dieselbe Auffassung. Ich war in jenen Jahren noch nicht genügend orientiert über die marxistische Auffassung der Literatur, die sie vertraten, hatte nur an der MASCH (marxistische Arbeiterschule) ein paar Vorlesungen von Georg Lukàcs darüber gehört (ein Mann, für den ich erst viel später große Bewunderung haben sollte). Infolgedessen befiel mich ein lähmendes Gefühl, als ob ich nie mehr ein Wort würde schreiben können oder dürfen.

Benn, den ich in jenen Monaten regelmäßig aufsuchte, wußte, daß ich mit Egon Erwin Kisch befreundet war; aber die Polemik erwähnte er mit keinem Wort, und ich vermied es, dieses Thema anzuschneiden. Inzwischen ging in den Spalten der *Neuen Bücherschau* der Krieg weiter. Becher fragte, ob ein Dichter – er meinte natürlich Benn – schweigen dürfe, wenn allein in Berlin sechsunddreißigtausend Fälle offener Tuberkulose festgestellt würden und in Deutschland jährlich vierzigtausend Frauen an den Folgen von Abtreibungen stürben. Ein paar Monate danach ließ Benn seine Schrift: *Können Dichter die Welt ändern?* erscheinen, die als Antwort an Becher zu verstehen war: »Ich zögere nicht einen Augenblick: *ja da sieht der Dichter zu.* Nicht der, der die Zivilisationslektüre verfaßt und für den Abend die geistigen Vorwände für die Kulissenverschiebungen, der beim Bankett neben dem

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Minister sitzt, die Nelke im Frack und fünf Weingläser am Gedeck: *der* unterschreibt Aufrufe gegen die Notstände der Zeit. Aber der sieht zu, der weiß, daß der schuldlose Jammer der Welt niemals durch Fürsorgemaßnahmen behoben, niemals durch materielle Verbesserungen überwunden werden kann.«

Viele Freunde haben Benn nach diesen Äußerungen heftig angegriffen. Ich selber konnte seine Meinung – die mir nicht menschlich genug, zu kristallhart über alles Elend erhaben schien – nicht teilen, aber ich dachte andererseits, daß Benns Auffassung über die Dichtkunst und die Aufgabe des Dichters nicht mit derartigen, oft viel zu simplistischen politischen und sozialen Wahrheiten bestritten werden konnte, wie das in der *Neuen Bücherschau* geschah. Obgleich ich oft geneigt war, Kisch und den anderen Freunden in mancher Hinsicht recht zu geben – ich fand, daß sie es sich in ihrer Polemik über Benn viel, viel zu leicht machten. Wenn ich heute an diese Gespräche zurückdenke, weiß ich, was ich in jenen Jahren noch nicht völlig erfaßt hatte: daß hier ein Streit entbrannt war, der immer noch wütet, daß hier zwei Welten aufeinanderprallten.

Nachdem ich – ich glaube es war im Winter 1930 – eine Vorlesung des sowjetrussischen Schriftstellers *Sergej Tretjakow* gehört hatte, ging ich ein paar Tage später zu Benn. Die Zusammenkunft mit Tretjakow hatte großen Eindruck auf mich gemacht, vor allem sein Aufruf an die jungen Schriftsteller, die sich unter seinen Zuhörern befanden, nach Sowjetrußland zu gehen, um sich dort in einem Zweig des Landbaubetriebs auszubilden – wir würden dann, was wir ja wollten, *wirklich* am Aufbau einer neuen Welt mithelfen und könnten danach über unsere Erfahrungen schreiben.

Benn hörte mir an jenem Abend anfänglich höflich und freundlich zu, wie immer, wenn ich über meine Pläne sprach. Er selber hatte einige Tage zuvor eine andere Vorlesung von Tretjakow gehört, in der er über die Aufgabe des Schriftstellers in der Sowjetunion gesprochen hatte, und äußerte darüber, als ich mit meinem begeisterten Bericht fertig war, seine Meinung. Ich fand ihn in diesem Moment kalt und hochmütig, und wahrscheinlich habe ich ihn – trotz meiner großen Verehrung – an jenem Abend gehaßt. »Eine Art literarischer Tscheka-Typ, Ihr Freund Tretjakow, der – auch hier in Berlin – uns alle vernehmen möchte, verurteilen und bestrafen. Und was er über Literatur sagte, war einfach absurd.«

Ich versuchte Tretjakow zu verteidigen und fragte Benn, ob er auf diese Weise nicht so urteilte, wie bestimmte Zeitungen es sicherlich wollten, daß er über einen Schriftsteller aus der Sowjetunion urteile, aber er reagierte darauf mit keinem Wort. Er holte Kognak und Gläser hervor. Dann: »Was ist das für eine Auffassung, mit Hilfe der Literatur die Wohnungsnot und die Lebensmittelversorgung verändern zu wollen? Ihrem tiefsten Wesen gemäß kann die Literatur *nichts ändern*. Die Menschheit wird immer ein tragisches Wesen bleiben, tragisch gespalten. Glauben Sie mir, ihre Abgründe lassen sich nicht auffüllen durch Streuselkuchen und Wollwesten, ihre Dissonanzen sich nicht auflösen im Rhythmus einer Internationalen. Und sogar wenn man diese ganze Epoche des Individualismus auslöschen könnte, die ganze Geschichte der Seele von der Antike bis zum Expressionismus, auch dann bekäme Ihr Tretjakow niemals recht. *Nie. Nie. Nein*, mit Kunst, lieber Freund, haben diese Herren Tretjakow und Konsorten *nichts* zu tun. Wer das Leben organisieren will, wird nie Kunst

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

machen, der darf sich auch nicht zu ihr rechnen. Kunst machen, ob es die Falken aus Ägypten sind oder die Romane von Hamsun, heißt vom Standpunkt der Künstler aus, *das Leben ausschließen, es verengen, ja es bekämpfen, um es zu stilisieren.*«

Benn schenkte zwei Gläser Kognak ein und setzte das Gespräch fort: »Der Kampf um die Kunst – *gegen* die Kunst könnte ich besser sagen – ist übrigens nicht in Rußland entstanden, nicht in Moskau und auch nicht in Berlin. Er ist uralt und führt von Plato zu Tolstoi. Alles, was Tretjakow dieser Tage hier in seinen Vorlesungen behauptet hat, ist eigentlich gegen die ›tiefen Schriftsteller‹ gerichtet und wurde schon vor hundert Jahren – und unendlich viel besser – von Börne gegen Heine und von Heine gegen Goethe gesagt. Vielleicht erinnern Sie sich, das Heine Goethe das ›Zeitablehnungsgenie‹ nannte. Börne schrieb einmal, daß er ein ›Stabilitätsnarr‹ war. Besonders kurzsichtig von beiden Herren, genau so kurzsichtig wie die Theorie Ihres Tretjakow. Und wie oft haben wir nicht zu hören bekommen, daß Goethe nie ein gutes Wort für das Volk übrig hatte, und noch mehr derartige Behauptungen. Sie kennen auch den anderen Vorwurf, den ihm vor allem in den letzten Jahren von vielen Ihrer Freunde immer wieder gemacht wird, daß er für die Julirevolution in Frankreich kaum Interesse empfand, und als ein Besucher anfing, darüber zu reden, meinte, der Mann spräche über den wissenschaftlichen Streit um Cuvier. Goethe, den Sie doch auch sehr bewundern, lieber Freund, war ein Mann der *Kunst*, und Sie können ihm nicht verdenken, daß er nicht der Mann des Stammtisches war.«

Und ein paar Minuten später, *sehr* langsam und nachdrücklich:

»Diese Problematik der Kunst ist heute, nach hundertfünfzig Jahren, immer noch nicht anders geworden, und Ihr Tretjakow wird bald vergessen sein. Man wird in der Kunst immer fragen nach *Substanz*, nach *Werken* – nicht nach Theorien und Redensarten. Man wird fragen nach dem Gehirn, das die Zeit durch seine Existenz zeugend legitimierte, das nicht überall mitlief, den Rummel mitmachte, dabei war: wer mit der Zeit mitläuft, wird von ihr überrannt, aber wer stillsteht, *auf den kommen die Dinge zu?* Ihr Tretjakow wird mit seinen sozialen Theorien nichts zu diesem Prozeß beitragen, aber auch überhaupt gar nichts, glauben Sie mir ... Noch einen Kognak?«

»Danke.«

»Und hier ist Goethes *Campagne in Frankreich.* Nehmen Sie es mit. Lesen Sie das, um Distanz zu bekommen – nicht nur von Tretjakow. *Distanz – Distanz ist etwas sehr, sehr Wichtiges.* Vergessen Sie auch nicht – da wir doch wieder bei Goethe gelandet sind –, vergessen Sie nicht bei Ihrer Lektüre der vielen literarischen Produkte, die man Ihnen zuschickt, damit Sie sie in Ihrer Zeitung besprechen – Werke von Schriftstellern, die heutzutage himmelhoch gelobt werden: daß Goethe in seiner Zeit *nicht viel gelesen wurde* und daß sein Verleger oft Stein und Bein über den Verkauf klagte. Er war viel besser auf Goethes Schwager Vulpius zu sprechen, der, wie Sie wissen, den Roman über den Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini schrieb, ein ›bestseller‹ in jenen Tagen. Nochmals: *Distanz*, mein lieber Freund, *Distanz!*«

Am Abend nach diesem Gespräch streifte ich noch lange durch die Gegend, in der er nun seit Jahren wohnte und praktizierte und beliebt war bei den kleinen Leuten. Im Zigarrenladen sang auch diesmal der Ladenbesitzer, der mich kannte, sein Loblied, weil der »Herr Doktor« einen Arbeitslosen aus dem dritten Stock nicht nur um-

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

sonst behandelt, sondern auch monatelang die Kohlen für ihn bezahlt hatte. »Auch Fräulein G., die zwei Häuser weiter wohnt, hat er sicher zwei Monate behandelt und nie eine Rechnung geschickt. Und wenn Sie wüßten, wie viele Mädchen von der Friedrichstraße nur von ihm untersucht und behandelt werden wollen, weil er nicht hochmütig ist und fast nichts rechnet. Ein guter Mensch, der Herr Doktor. Sie wollen sicher wieder eine Schachtel Juno? Bitte.«

Am 28. März 1931 hielt Benn seine Rede über Heinrich Mann zu dessen sechzigsten Geburtstag. Sofort entbrannte eine heftige Polemik über Benns Äußerungen. Ich konnte das sehr gut verstehen, denn seine Bewunderung galt allein, und außerdem auf bewußt provozierende Art, den ersten Romanen. Für das spätere Werk, die Essays über Zola und Voltaire, aber auch das Drama *Madame Legros*, in dem die Frage nach dem Mitschuldigsein am Unrecht gestellt wird, hatte er kein gutes Wort übrig. »Das ist keine Kunst mehr«, lautete sein einziger Kommentar. Die Reaktionen auf Benns Äußerungen kamen diesmal auch nicht nur von seiten Johannes R. Bechers und Egon Erwin Kischs. Auch Alfred Döblin, Arnold Zweig und Bert Brecht protestierten, und der heute nur noch selten genannte Publizist-Architekt Werner Hegemann schrieb in einem »Tagebuch«-Artikel: *Heinrich Mann? Hitler? Gottfried Benn? Oder Goethe?:* »Es ist im Geiste Hitlers, daß Benn ›Kunstwerke praktisch folgenlos‹ und ›den Künstler a priori geschichtlich unwirksam‹ nennt. Angesichts der Übermacht der Naturgesetze, ›Urerlebnisse‹, nennt *auch* Hitler es einen ›echt judenhaft frechen, aber ebenso dummen Einwand der modernen Pazifisten‹, wenn sie behaupten, ›der Mensch überwindet eben die Natur‹. Benn stellt sich« – so schloß Hegemanns Artikel – »außerhalb des Schutzverbandes nicht nur der deutschen Schriftsteller, sondern der Menschen. *Er macht sich vogelfrei.*«

Benn war dadurch tief betroffen, um so mehr, als auch *Der Angriff*, Goebbels' Organ, ihn aus Anlaß seiner Rede über Heinrich Mann heftig angegriffen hatte und als »Kurfürstendammjournaille, Defaitist und Zugehörigen der Liga für Menschenrechte« betitelte (zu der er übrigens nie gehört hatte). »Das Ganze«, lautete Benns Replik, »scheint mir eine Frage des inneren Niveaus zu sein. Jeder kann nur mit den Kräften arbeiten, mit denen die Natur ihn bemittelt hat. Der eine arbeitet tatkräftig am Versicherungswesen, und der andere wird es sich nicht nehmen lassen, bei der nächsten Festrede wieder davon auszugehen, daß alles zu Versichernde nur ein Gleichnis ist, und daß in einem Zeitalter, in dem die Religionen der Götter zunichte gehen, während der Sozialismus längst nicht alle Tränen trocknet, die Kunst die besondere Aufgabe des Lebens ist, die Transzendenz, die metaphysische Tätigkeit, zu der es uns verpflichtet.«

Ich bin davon überzeugt, daß in *diesen* Tagen in Benns Leben die tragische Periode desolater Einsamkeit begann. Also schon vor 1933. Nach dieser Rede über Heinrich Mann habe ich ihn nicht mehr besucht.

Nico Rost

Lizenziert für Egmont Hesse am 09.10.2021 um 15:46 Uhr

© J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH